

Siegfried Wienke

Folkwangschule für Gestaltung, Essen - Abteilung Architektur, 3. Semester, WS 1969/70

Völkerkundliche Studie

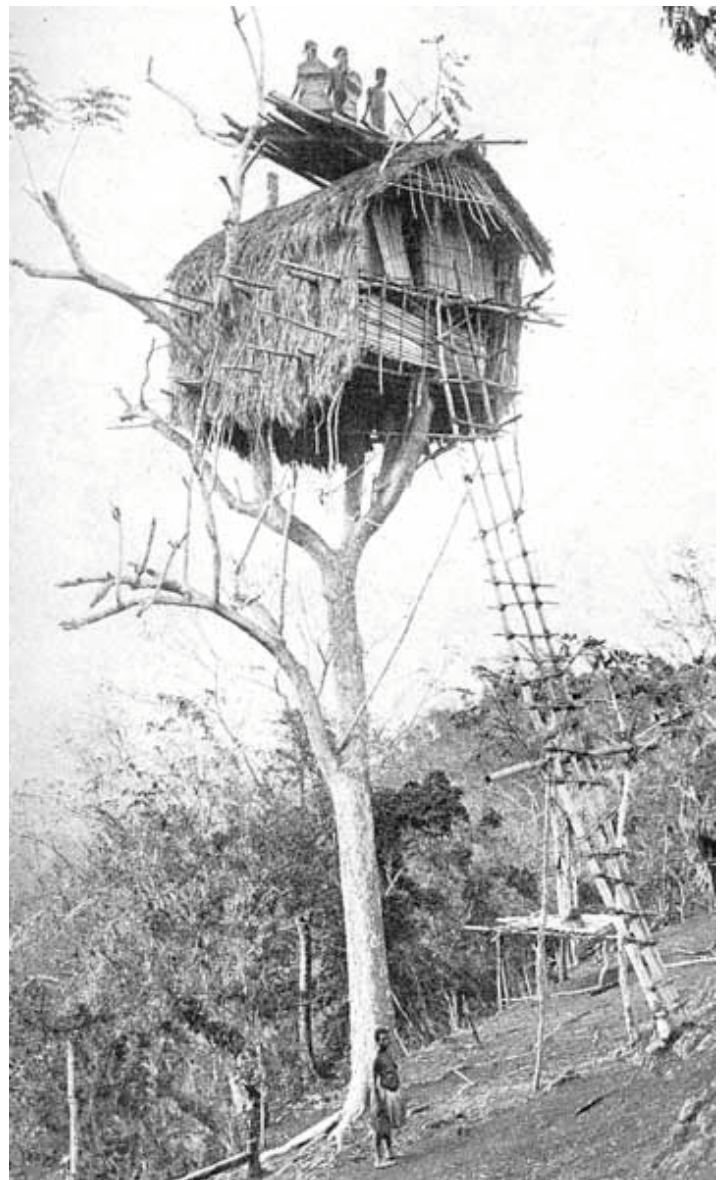
PAPUA und ihre Baumhäuser auf NEUGUINEA

Untersuchung einer typischen Behausung naturvölkischer Kultur, seiner Bewohner und Umgebung

Inhaltsübersicht

1. Gegebenheiten des Umsystems
 - 1.1 Entdeckungsgeschichte und politische Gliederung
 - 1.2 Geologische Bau- und Oberflächenformen
 - 1.3 Klima, Vegetation und Tierwelt
 - 1.4 **Bevölkerung**
 - 1.5 Landwirtschaft
2. **Beschreibung des Objektsystems**
3. Der Untergang der alten Kulturen
4. Modellaufnahme
5. Literaturnachweis und Danksagungen
6. Abbildungsnachweis

Abb.1: Baumhäuser haben eine Schutz- und Wachturm-funktion. Je gefährlicher die Gegend, in desto größeren Höhen werden die Baumhäuser errichtet.



1. Gegebenheiten des Umsystems

“Neuguinea liegt unmittelbar südlich des Äquators, in den inneren Tropen. Die Insel ist ein Bindeglied zwischen den melanesischen Inseln - zu denen sie gerechnet wird - und den Sunda-Inseln. Mit diesen hat sie einst eine Landbrücke zwischen Südasien und Australien gebildet. Sie sitzt auf dem australischen Schelf auf und wird vom Festland Australien durch die seichte, 180 km breite Torresstraße getrennt, die sich im Westen zur Arafurasee und dem Carpentariagolf, im Osten zum Papuagolf und dem Korallenmeer weitet. Mit einer Fläche von 785000 km² - nach anderen Angaben 806000 km², rund 854700 km² - ist Neuguinea nach Grönland die zweitgrößte Insel der Erde.” (1, S. 310)

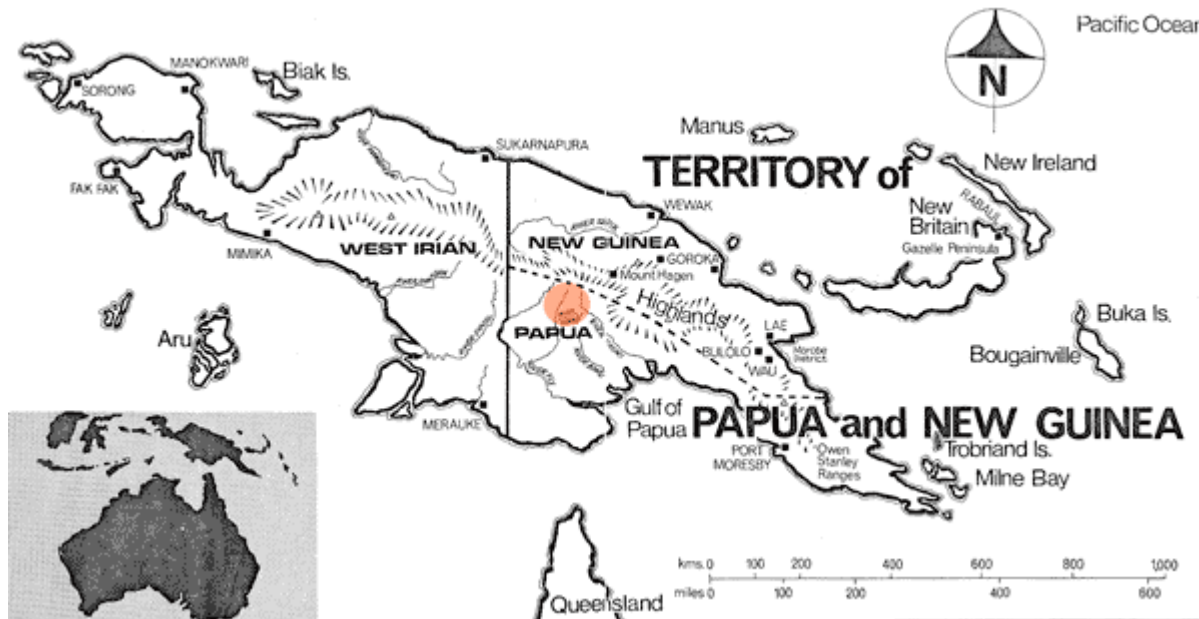


Abb. 2: Karte von Neuguinea

Siehe **Neuguinea** durch earth.google.de

1.1 Entdeckungsgeschichte und politische Gliederung

Die Entschleierung Neuguineas nahm mehrere Jahrhunderte in Anspruch. Die Unwegsamkeit des Geländes, das feuchtheiße Klima, die. großenteils feindliche Haltung der Bevölkerung und das lange Zeit fehlende Interesse der Kolonialmächte verhinderten eine schnelle Erschließung der Insel. Noch heute gehört Neuguinea zu den wenig erforschten Gebieten der Erde. 1526 betrat als erster Europäer der Portugiese Jorge de Meneze die Insel, die - zwei Jahrzehnte später - von dem Spanier Ortiz de Retes auf Grund der Ähnlichkeit. der Landschaft und ihrer Bewohner mit der westafrikanischen Guineaküste den Namen Neuguinea erhält. Die Inselnatur blieb zunächst verborgen. Zwar hatte bereits 1606 der spanische Seefahrer Torres, die nach ihm benannte Meeresstraße zwischen Neuguinea und Australien entdeckt, jedoch verschwie er seine Entdeckung aus kolonialpolitischen Gründen, sodaß noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Holländer Abel Tasmann Neuguinea für einen Teil des Südlandes (Australien). hielt. Erst James Cook fand die Meeresstraße und damit den Inselcharakter Neuguineas auf seiner ersten Weltreise 1768 - 1771 aufs neue.

In den folgenden Jahrzehnten konnten die Umrisse der Insel allmählich kartographisch aufgenommen werden. Große Verdienste kommen dabei dem Franzosen Dumont d'Urville, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel zur Klärung des Küstenverlaufs beitrug. Später drang man langsam ins Innere der Insel vor, wobei sich deutsche, holländische und britische Expeditionen hervortaten. Besonders reiche Kenntnisse brachten die Forschungsreisenden Schulze-Jena (1910 - 11), Behrmann (1912 - 13) und Thurnwald (1913 - 15) für das ehemals deutsche Gebiet. Aber selbst heute gibt es noch Landstriche, die von keinem Europäer betreten, geschweige denn erforscht sind.

Politisch ist Neuguinea geteilt. Der westliche Teil bis zum 141. Grad östlicher Länge (416000 km²) (mit Nebeninseln 412781 Km²), die ehemals niederländische Kolonie gehört heute als Westirien zu Indonesien. Hierzu schreibt Oosterwal: „Nach dem zweiten Weltkrieg bat man eine Anzahl Papua der Insel Neuguinea einen eigenen Namen zu geben. Einer schlug vor, die Insel ‚Irian‘ zu nennen. Während der niederländischen Verwaltung hat sich der Name nicht eingebürgert, hauptsächlich aus dem Grund, weil ‚Irian‘ in den verschiedenen Sprachen von Neuguinea - und das sind etwa dreihundert - immer etwas anderes bedeutet. Auf der Insel Japen bedeutet ‚Irian‘ = Geburtsland, aber in Mercuke im Südwesten von Neuguinea wird es mit ‚Volk, das hoch erhaben ist‘ übersetzt. Auf den im Südwesten der Küste von Neuguinea vorgelagerten Inseln bedeutet dasselbe Wort ‚Irian‘ = Sklavenbande etc.

Die indonesische Regierung hingegen hatte gegen ‚Irian‘ nichts einzuwenden und verwandte diese Bezeichnung schon seit vielen Jahren. Der Name ‚Neuguinea‘ gehört nun der Vergangenheit an. Der offizielle Name für das frühere niederländische Gebiet ist heute: Irian Barat (West-Irian), im Gegensatz zu dem noch unter australischer Verwaltung stehende Gebiet, das als Irian Timur (Ost-Irian) bezeichnet wird.“ (3, S.147)

Bereits bei der Gründung der Republik Indonesien im Jahre 1949 hatte der neue Staat West-Neuguinea beansprucht.

Man setzte jedoch fest, den Status dieses Gebietes durch eine Volksabstimmung zu klären. Sie fand allerdings nie statt. Bis 1962 kam es zu keiner Einigung zwischen den Niederlanden und Indonesien. Schließlich, am 15. August 1962, wurde unter Mitwirkung der Vereinten Nation bestimmt, das West Irian vom 1. Mai 1963 an zu Indonesien gehören sollte. Die Osthälfte von Neuguinea wird von Australien verwaltet.

Von 1884 bis zum 1. Weltkrieg gehörte der nordöstliche Teil der Insel als Kaiser-Wilhelm-Land (238700 km²) (239000 km² und rund 60000 km² durch die Insel des Bismarck-Archipels), der Bismarck-Archipel mit New Britain (Neu-Pommern), New Ireland (Neu-Mecklenburg), Lavongai (Neu-Hannover), Manus mit Bougainville, Buka in der Salomon-Inselgruppe und die Admiralitäts-Insel zum Deutschen Reich. Heute werden die erwähnten Inseln und Nordost-Neuguinea als Treuhandgebiet von Australien unter der Bezeichnung „Territory of New Guinea“ verwaltet. Der Südostteil der Insel, das eigentliche Papua mit den kleinen Nachbarinseln wurde 1883 von dem australischen Staat Queensland in Besitz genommen, 1884 zum britischen Schutzgebiet erklärt, 1888 dem britischen Reich angeschlossen und 1901 der australischen Verwaltung unterstellt. 1906 erhielt es den Namen „Territory of Papua“. (86100 km²) (223000 km² für Papua). 1949 wurden das „Territory of New Guinea“ und das „Territory of Papua“ durch eine Verfassung gemeinsam einem Administrator unterstellt. Es besteht ein gemeinsames Parlament mit Papua. Die Regierung wird nach den Weisungen des australischen Staatsministers für Territorien geführt. Der Sitz der Verwaltung ist Port Moresby.

1.2 Geologische Bau- und Oberflächenformen

„Mehrere Buchten greifen in die Insel ein und gliedern den Inselkörper. Im Westen stoßen die Geelvinkbai, der Mac Cluergolf tief ins Land vor und schnüren die Verbindung zwischen der Vogelkop-Halbinsel und der übrigen Insel auf etwa 20 km ein. Die Schouteninseln begrenzen die breite Geelvinkbai. Im Südwesten trennt eine sehr schmale Meeresstraße die Frederik-Hendrik-Insel von Neu Guinea ab. Im Südosten schieben sich der Papua-Golf und Huon-Golf gegen das Landesinnere vor und teilen so eine Halbinsel ab, die sich nach Südosten in eine Reihe von Inseln aufsplittert (Lousiadearchipel).

Die Küste ist größtenteils flach und von Mangrovendickichten verhüllt. Weite, zum teil versumpfte Schwemmlandebenen begleiten die Flüsse, vor allem auch in den ausladenden Deltas. An der nordwestlichen (Vogelkop) und südöstlichen Halbinsel, streckenweise auch an der Nordost-Küste, tritt das Gebirge an das Meer heran und bildet stellenweise Steilküsten. Korallenriffe säumen die Südost-Küste und den Lousiadearchipel. Geotektonisch betrachtet, ist Neu Guinea der Nordrand der australischen Masse, mit der es durch die Flachsee, der Araturasee und der Torresstraße verbunden ist. Den Nordrand dieser Kontinentalplatte bilden zwei Gebirgsketten, die Neu Guinea in Längsrichtung durchziehen und sich dem in Inseln aufgelösten Gebirgsgürtel im Süd-West-Pazifik eingliedern. Das Rückgrat der Insel bildet der zentrale Gebirgszug, der 150 km Breite und etwa die doppelte Länge der europäischen Alpen besitzt. Er besteht aus mehreren parallelen, oft gratartig zugeschärften Bergketten und empor gehobenen Plateaus, die von tief eingeschnittenen, unwegsamen Tälern zerschluchtet werden. In seinen höchsten, vor allem im Westen gelegenen Teilen, übersteigt das Gebirge 4500 m und erreicht in den Carstensenz Spitzen 5030 m Höhe. Die Berggipfel tragen hier sogar kleine Schneekappen und Firfelder und weisen Hochgebirgs-charakter auf. Im Westen biegt das Zentralgebirge nach Norden um, umschließt die Geelvinkbai-, wenn auch sehr niedrig - und erreicht in der nördlichen Halbinsel Vogelkop wiederum mehr als 3000 m Höhe. Es handelt sich bei diesem zentralen Gebirgszug um ein tertiär und post-tertiär zerbrochenes Faltengebirge. Im Westen bilden Kalke, Tone und Sandsteine vor allem aus der Jura-, Kreide- und Tertiärzeit den Untergrund. Nach Osten nehmen unter jüngeren mesozoischen Gesteinen ältere, präkambrische und paläozoische kristalline Schiefer, Granite, Tonschiefer und tertiäre vulkanische Gesteine einen immer breiteren Raum ein. Das Gebirge stürzt steil zu dem südlich vorgelagerten Tiefland ab. Dieser Steilabfall ist besonders im Westen durch seine Geschlossenheit ungemein eindrucksvoll. Zahlreiche, in großen Windungen fließende Flüsse schieben mächtige Deltas vor, im Westen der Digol, im Osten der Fly-Fluß. Zur Zeit des Hochwassers sind weite Gebiete kaum zu passieren. Eine schwache tektonische Aufwölbung schließt das Tiefland an der Südküste ab. Zwischen dem Zentralgebirge und der nördlichen Küstenkette schaltet sich eine versumpfte flache Senke von wechselnder Breite ein, die von der Geelvinkbai bis zum Huongolf reicht. In dieser Senke breiten sich die großen Flußsysteme der Insel, des Mamberamo, Sepik und Ramu, mit ihren angeschwemmtem und versumpften Niederungen aus.

Der nördliche Gebirgsstreifen verläuft im Westen in geringer Entfernung von der Nord-Küste, tritt nach Osten nahe an das Meer heran und bricht hier ab. Nach Westen läßt sich dieser Gebirgszug bis in die Geelvinkbai hinein verfolgen (Schouteninseln). Das Gebirge wird durch mehrere breite Senken gegliedert, im Westen durch das Mündungsgebiet des Mamberamo und im Osten durch die an das Meer herantretende Sepik-Ramu-Senke.

Starke Erdbeben­­tätigkeit einer Reihe tätiger Vulkane vor der Küste, die von Aitape bis nach New Britain (Neu-Pommern) zu verfolgen sind, zeugen von jungen gebirgsbildenden Kräften. Hebung und Senkung treten nebeneinander auf. Tertiäre und quartäre Schichten werden aus dem Meer emporgehoben und dem Gebirgskörper angegliedert, während an anderen Stellen Landmassen ins Meer versinken. Zum größten Teil wird das Gebirge von jungmezoischen bis känozoischen kalkhaltigen Sedimenten und jung-vulkanischen Gesteinen aufgebaut, stellenweise aber auch von Graniten und Dioriten. Auf der Halbinsel zwischen dem Huongolf und der Astrolabebai erhebt sich das zu diesem Gebirgszug gehörende Finisterregebirge über 4000 m." (1, S. 311-313)

1.3 Klima, Vegetation und Tierwelt

„Das Klima Neuguineas wird durch die Lage der Insel in den inneren Tropen gekennzeichnet. Hohe Temperaturen (Jahresmittel 27,2° C) und geringe jährliche Temperaturschwankungen (2-3° C) sind kennzeichnend. Die täglichen Schwankungen können allerdings bemerkenswert sein, teilweise 15-20° C. Die Niederungen südlich des Zentralgebirges und die Ostküste haben eine Jahrestemperatur von etwa 28-29° C; aber auch in der nördlichen Niederungszone und auf der Vogelkop-Halbinsel werden etwa 25° C im Jahresmittel erreicht. Die niedrigste Temperatur der höchsten Bergspitzen liegt unter dem Gefrierpunkt (Schneegrenze bei etwa 4250 m). Im Südsommer (November bis März) wird Neuguinea von monsun-artigen Winden aus nordwestlicher Richtung getroffen. Der tropische Monsun ist mit der innertropischen Konvergenz, also dem Bereich der äquatorialen Tiefdruckfurche zwischen den Passatgürteln und den Nord- und Südtropen verknüpft. Unter dem Einfluß des stark erhitzten Kontinents von Australien rückt die Tiefdruckzone im Sommer nach Süden vor. Die in ihr eingelagerten äquatorialen Westwindströmungen werden dabei nach Südosten umgelenkt und bringen als Nordwest-Monsun reichliche Niederschläge mit. Natürlich regnen sich die Luftkörper im Süd-Sommer besonders am Nordabhang des Zentralgebirges ab; aber auch im Südteil der Insel, an den Unterläufen des Digol und des sowie an der Ost-Küste des Papuagolfes bei Port Moresby ist in den meisten Jahren ein Niederschlagsmaximum in den Süd-Sommermonaten festzustellen.

Im Süd-Herbst werden Winde aus Südosten häufiger und gewinnen im Süd-Winter (Mai. bis September) die Oberhand, weil die innertropische Konvergenz sich nach Norden verschiebt. Damit gelangt Neuguinea in den Einfluß des Südost-Passats. Die feuchten Luftmassen regnen sich vor allem an der Südseite des Zentralgebirges ab.

Die jährliche Niederschlagsdurchschnittsmenge beträgt 2500 mm. Die höchsten Niederschläge erhalten die Nordostküste (Maruga 6600 mm), weil sich dort die Wirkung von Monsun und Südostpassat vereinigen, und das Zentralgebirge. Im Süden fallen weniger Niederschläge. Das regenärmste Gebiet liegt bei Port Moresby (1100 mm) im Küstenbereich des östlichen Papuagolfs. Gewitter sind vor allem im Frühjahr und Herbst häufig.

Das schwüle Treibhausklima, hervorgerufen durch hohe Temperaturen und hohe Niederschläge, ist für Weiße höchst ungesund. Die versumpften Niederungen sind außerdem ständige Gefahrenquellen durch Malaria und andere Tropenkrankheiten. Nur im bergigen Küstenstreifen und in höheren Gebirgslagen ist ein Daueraufenthalt für Weiße möglich.

Der größte Teil erhält so reichliche Niederschläge, daß das Land von dichtem tropischen Regenwald bedeckt wird, der in seiner Artenfülle und seiner Üppigkeit durchaus mit den tropischen Regenwäldern in Indonesien und in Südamerika wetteifern kann. Immergrüne und laub-abwerfende Bäume von geradem hohen Wuchs bilden das Grundgerüst des Regenwaldes. Ihre nicht allzu dicken Stämme zeigen oft auffällige Brett- und Stelzwurzeln, die gleich Streben

die Standfestigkeit des Baumes vergrößern und ihn besser im Boden verankern. Das Laubdach ist meistens so dicht, daß im Waldinnern nur Dämmerlicht herrscht. Lichtet sich aber der Urwald, so wird der Boden im allgemeinen von einer Kraut- und Strauchschicht als Unterwuchs bedeckt. Unzählige Lianen dokumentieren den Kampf ums Licht. Sie ranken sich an den höheren Bäumen empor oder umschlingen sie und bringen sie vielfach zum absterben. Am bemerkenswertesten ist der Rotang, eine Kletterpalme mit stacheligen Wedeln, die sich oft über das Blätterdach des Urwaldes erhebt. Sie ist als Lieferant des spanischen oder Peddigrohres bekannt. Schmarotzer und Epiphyten, die sich auf Wirtsbäumen festgesetzt haben, diese aussaugen, bzw. nur als Standort benutzen, gestalten das Bild noch verwirrender, besonders durch ihre Luftwurzeln, die sie zur Erde hinabsänken. Besonders hervorgehoben seien die zahlreichen Ficusarten, darunter die melonenartigen Papayas.

Je nach Standort hat der Wald ein unterschiedliches Aussehen. In den höheren Lagen (ab 2500 m) der Gebirge, verliert die Vegetation als Nebelwald etwas von ihrer Üppigkeit. Fischten, Moose und Farne, auch Baumfarne, treten stärker hervor und hüllen in der Nässe den Boden und die Bäume ein. In den breiten, periodisch überschwemmten Flußniederungen, vor allem im südlichen Neuguinea, tritt neben waldlosen Sumpfgrasflächen der Sumpfwald auf, der für die Pflanzen typisch sind, die eine längere Überflutung überdauern und auf sumpfigem Boden wurzeln können. Dazu gehören Sagopalme, Pandamus (Schraubenpalme) und wildes Zuckerrohr. In den Mündungsdeltas der großen Flüsse herrschen Mangrovedickichte vor. Mit ihren Stelz- und Brettwurzeln haften die Pflanzen fest im sumpfigen Untergrund. Sind die Ufer trocken und sandig, so tritt die Kokospalme stärker hervor. Die Kopra, der getrocknete und zerstückelte Kern der Kokosnuß, ist eines der wichtigsten Handelsprodukte Neuguineas. Auch der Brotfruchtbaum, dessen kindskopfgröße Fruchstände von den Eingeborenen verzehrt werden, ist als wichtige Kulturpflanze zu erwähnen. Weite Gebiete mit geringerer Regenhöhe oder mit schärfer ausgeprägten periodischen Regenfällen haben einen stark gelichteten Wald, der stellenweise sogar in Savannen mit lichten Eukalyptus und Akazienhainen übergeht. Typisch ist diese Pflanzenformation auf etwas höherem Gelände südlich des Fly-Flusses und an der Ostküste des Papuagolfes bei Port Moresby ausgebildet. Im oberen Markham- und Ramutal ebenso wie in einigen Hochtälern ist auch Grasland (Alang-Alang) verbreitet. Es ist weitgehend auf menschlichen Einfluß zurückzuführen.

Floristisch bestehen sowohl mit der indomalaiischen als auch mit der australischen Pflanzenwelt Zusammenhänge. Andererseits ist aber auch eine eigenständige Weiterentwicklung der Formen unverkennbar, begründet in der Inselnatur Neuguineas (Endemismus).

Neuguinea stellt hinsichtlich der Fauna einen Übergang zwischen Asien und Australien dar. Wie bei der Pflanzenwelt so haben auch in der Tierwelt viele Sonderformen hier ihren Ursprung. Zahlreiche verschiedene Beuteltierarten sind charakteristisch (z.B. das Baumkänguruh). Auch der Schnabeligel, der Kasuar und der Leierschwanz sind als australische Tierarten in Neuguinea verbreitet. Außerordentlich artenreich ist die Vogelwelt. Auf Neuguinea gibt es über 500 Vogelarten. Löffler, Nashornvogel, Papageien und Tauben, unter ihnen die sehr großen Krontauben, beleben den Wald und die Sümpfe. Die berühmten Paradiesvögel mit ihrem auffälligen, farbenprächtigen Gefieder sind charakteristisch. Sie stehen jetzt, da sie viel gejagt wurden, unter Naturschutz.

Höhere Säugetiere sind - wie in Australien - nicht vorhanden, vor allem fehlen die sonst für Urwälder die sonst so typischen Affen. Erwähnenswert sind die Fliegenden Hunde (große Fledermäuse), die in Schwärmen auftreten.

Krokodile, Gift- und Riesenschlangen sind häufig. Viele Fische und Schildkröten bilden eine wertvolle Nahrungsergänzung für die Eingeborenen; sie leben sowohl in den Flüssen als auch im Meere in großer Anzahl. Vor der Süd- und Südostküste häufen sich Korallenkolonien, die sich zu Riffen zusammenschließen und der Schifffahrt gefährlich werden.“ (1, S. 314-315)

1.4 Bevölkerung

„Die Bevölkerung Neuguineas ist nicht einheitlich; in erster Annäherung kann man von drei Gruppen sprechen, die jedoch nicht ohne weiteres rassengenetisch begründet sind, sondern sich auf Grund äußerer Merkmale bilden lassen: 1. die Pygmäen, 2. die Papua und 3. die Melanesier. Hierzu kommen noch kleinere Gruppen, z. B. die Indonesier, die sich im Westzipfel der Insel angesiedelt haben, sowie die eingewanderten Weißen.

Die Papua stellen die Hauptmasse der Bevölkerung Neuguineas. Sicherlich handelt es sich nicht um eine einheitliche Bevölkerungsgruppe. So kann man Menschen mit schmalerem Gesicht und hakenförmiger Nase neben solchen mit breitem Gesicht und breiter Nase sehen. Anklänge an die australische und tasmanische Urbevölkerung, an die Malaien und Melanesier sind häufig festzustellen, was auf eine starke Rassenmischung schließen läßt, Gemeinsam ist ihnen das krause, braun-schwarze Haar, die dunkelbraune Hautfarbe und die betonte Stirn. Die verschiedensten Haartrachten sind üblich. Die meisten Papua tragen keine Kleidung, manche einen Lendenschurz von Blättern, Gräsern oder Tuch. Oft ist es üblich, Netztaschen bei sich zu tragen, die sie am Kopf befestigen und am Rücken herunter hängen lassen.

Den meisten Stämmen ist eine ausgesprochene Schmuckliebe eigen. Sie äußert sich im Bemalen des Körpers oder im Narben schnitzen bei Männern und Frauen, im Anlegen von Nasenschmuck (z. B. Schweinehauer) und Umhängen von Ketten mit Muscheln etc. Auch ist Schmuck aus Vogelfedern üblich. Ihre Kunstfertigkeit äußert sich in Schnitzereien an Booten und Häusern sowie in der Töpferei.

Fast jedes Dorf hat seinen eigenen Dialekt, und meistens können sich die Nachbarstämme kaum verständigen (etwa 700 verschiedene Sprachen). Hierzu schreibt Oosterwal: „Es muß daher der Eindruck entstehen, als bildeten alle diese Menschen ein einziges großes Volk, das auch eine einheitliche Papuasprache spräche. Nichts entspricht weniger der Wahrheit. Es gibt Hunderte von Stämmen, die sich stark voneinander unterscheiden, und es gibt auch Hunderte von Sprachgruppen, von denen wir noch nicht einmal mit Sicherheit wissen, ob sie miteinander in Zusammenhang stehen.“ (6, S. 8)

In den von der Zivilisation stärker berührten Küstengebieten wird zum gegenseitigen Verstehen das Pidgin-English, eine Umgangssprache mit wenigen hundert Wörtern, gesprochen. neuerdings wird in den Schulen die englische Sprache gelehrt. In den Urwäldern geben die Papua wichtige Nachrichten wie seit alters her durch Signaltrommeln weiter.

Die Religion der Papua wie der Melanesier ist ein Animismus, also ein Seelen- und Geisterglaube und damit zusammenhängend der Ahnenkult. Sie sehen im Tode keine endgültige Vernichtung, sondern glauben, daß die Totenseele als schattenhaftes Ebenbild des Menschen bestehen bleibt. Daher ist die Welt erfüllt von Ahnenseelen, die man sich durch Opfer geneigt machen muß Durch das Opfer erhalten die Seelen zugleich auch Nahrung im Jenseits

Viele Stämme waren ursprünglich oder sind sogar noch heute Kannibalen und Kopfjäger. Bei ihren zahlreichen Fehden wurden die Gefangenen getötet und gegessen. Motive hierfür sind

weniger in der Suche nach Rache, Vergeltung und Vernichtung des Gegners zu sehen, als vielmehr im Glauben an das Mana, an den Seelen- und Kraftstoff, der in jedem Wesen wirkt. Durch den Genuß des Opfers will man sich offensichtlich dieses Mana des Gegners selbst einverleiben. Da Häuptlinge und bedeutende Männer das stärkste Mana besitzen, werden sie bevorzugt.

Van Kampen schreibt: „Ob man die Menschen, die Kopffjagd betreiben und sich der Menschenfresserei hingeben, als Verbrecher bezeichnen soll, ist eine andere Sache. Das Köpfen ist eine Angelegenheit, die tief im Kult, im Adat der Papua verwurzelt ist. Der Kopf hat eine magische Kraft. Ein erbeuteter Kopf ist ein Besitz, dessen Kraft dem Überwinder zugute kommt. Wie wir die Kopffjagd sehen, ist sie natürlich Meuchelmord mit dem Zweck, Leben zu rauben. Alle anderen Überlegungen fallen dabei für uns weg. Und was den Kannibalismus betrifft: die Stämme, die sich ihm verschrieben haben, üben ihn aus, weil ihnen Menschenfleisch schmeckt. Besonders kleine Kinder werden gerne geraubt. Und den Weibern munden sie gar so sehr ... Bei diesen Stämmen ist es Gewohnheit, das vor allem das Fleisch des Oberarmes und des Handballens gegessen wird. Diese beiden Stücke gelten als die schmackhaftesten Teile des menschlichen Körpers.

Jahrhunderte hindurch ist in Neuguinea der Ruf „Wemanuwe, Mensch, iß Mensch“ erklingen und er erklingt dort auch heute noch. Er ertönt überall, wo das Dschungel das letzte Wort hat. Und das ist so im weitaus größten Teil des Landes, wo ein Menschenschädel nicht mehr Wert besitzt als ein Pfund Tabak oder ein Beil, und wo Wehrwölfe in Menschengestalt die Wildnis noch durchziehen.“ (5, S. 319-320)

Die Papua leben auf der Kulturstufe der Steinzeit. Mit Geräten aus Stein, Holz und Knochen bauen sie ihre Häuser und verfertigen sie ihre Schiffe (Einbäume). Allerdings dringen Eisengeräte immer weiter vor. Die Hütten werden zu ebener Erde, wegen des Regenreichtums auf Pfählen 1-2 m über dem Boden oder hoch in den Bäumen (siehe Abb. 1) aus Bambus, dünnen Baumstämmen und Lianen errichtet. Sie sind rechteckig und mit einem Giebedach versehen. Die Siedlungen sind meist Dörfer; aber auch Einzelsiedlung ist häufig. Die Häuser sind bei vielen Stämmen überbelegt; Menschen, Hühner und Schweine wohnen in einem Raum zusammen. In offenen Gebieten - Savanne, Grassteppe und Sumpfland - sind die Dörfer vielfach größer. Bevorzugt werden sie in Waldnähe angelegt, da der Wald Material für Waffen und Hausbau liefert (Bambus und Lianen, besonders Rotang). Versammlungshäuser, reich verziert, fehlen selten. Kultischen Zwecken dienen die kunstvoll geschnitzten und farbig bemalten Geisterhütten.

Nach Bernatzik gehören diese Papua zu den Stämmen der Marind-anim, Jabga, Je-nan, Kanum-irebe, Gambadi, Semariji, Keraki, Wiram etc. Diese gehören zu einer ziemlich einheitlichen Gruppe, die nach ihren Überlieferungen vom Flyfluß bis an die Digulmündung und wohl auch darüber hinaus gewandert ist. (2, S. 358)

Sie gehören zum breitgesichtigen und breitnasigen Typus. Die Männertracht besteht hier aus einer Peniskalebasse oder einer nußartigen Fruchtschale als Ersatz dafür, Rotangürteln, Brustgehängen aus Eberhauern, Hundezähnen und Muschelscheiben, geflochtenen Armbändern und bei Festen weiter aus Rindengürteln, Stirnbinden aus Hiobstränen, Gesichtrahmen mit Federschmuck und Muschelstücken, Käferzangen und Sagopalmschacheln für die Nase. Als Waffe tritt hier neben Pfeil und Bogen der Dolch aus Kasuarknochen auf, während nördlich der

Digulmündung Speere vorherrschen, Dazu kommen geflochtene Brust- und Rückenpanzer und Holzschilde.

Die Menschen leben hier wie auch im Regenwald vom Anbau (siehe 1.5 Landwirtschaft), betreiben daneben aber Jagd. Auch die Fluß- und Meeresufer werden von den Papua gern als Wohnsitz gewählt. Die Flüsse und das Meer liefern durch ihren Reichtum an Fischen, Schildkröten und Krokodilen zusätzliche Nahrung. Einbäume, auf den Flüssen ohne und auf dem Meer mit Auslegern, dienen auf Beutezügen und beim Handel mit Sagomehl, Fischen, Muscheln oder Tonkrügen sowie natürlich auch beim Fischfang als Verkehrsmittel. Die Papua zeigen sich hier als gute Seefahrer, beschränken sich aber zumeist auf die Flußschiffahrt.“ (1, S. 315-317)

1.5 Landwirtschaft

Ein großer Teil vor allem der in den Urwäldern lebenden Eingeborenen betreibt einen ausgesprochenen Wanderfeldbau. Der Urwald wird gerodet, indem die Urwaldriesen durch ringeln zum Absterben gebracht und dann gefällt werden. Beim Umstürzen reißen die großen Bäume mehrere kleine mit. Nach einer Trocknungszeit wird das Geäst und Gestrüpp abgebrannt. Mit etwa 1 m langen, spatenähnlichen Hölzern bricht man den Boden um und pflanzt zwischen die Stubben und die unverkohnten Reste Knollenpflanzen, besonders Süßkartoffeln (Batata, faustgroße, nahrhafte Knollen), Taro (rübenähnliche, mehlig schwere Knollen) und Yams (bis 25 kg schwere Knollen). Daneben spielt auch der Anbau der Pandanuspalme zur Gewinnung der ölhaltigen Samen eine gewisse Rolle. Der Feldbau - hier mit dem Grabstock - ist Arbeit der Frauen. Nur beim Roden neuer Felder und in der Pflanzzeit helfen die Männer. Nach einigen Jahren ist bei den hohen Niederschlägen der ohnehin schon relativ nährstoffarme Urwaldboden erschöpft, da er bei dieser Art des Feldbaus nur wenig oder gar nicht gedüngt wird. Bodenabschwemmungen nehmen ein erhebliches Ausmaß an. Neuer Wald muß gerodet werden, und oft ist es notwendig, daß das Dorf verlegt, d.h. neu aufgebaut wird. Die alten Hütten werden sich selbst überlassen, wobei sie von den Termiten bald zerstört sind. Der Wald nimmt - wenn auch stark verarmt - wieder Besitz von den verlassenen Flächen. Zur Vervollständigung der Nahrung wird gejagt; auch sammeln die Eingeborenen die Früchte wildwachsender Pflanzen.

In den Küstengebieten treten die Kokospalme, in den Sumpfbereichen an den Flußläufen auch die Sagopalme als wichtige Kulturpflanzen stark in den Vordergrund.

Alle Teile der Kokospalme werden verwendet: die Kopra und die Milch als Nahrung, die Palmwedel als Dachbedeckung, Wand- und Sitzmatten, zu Körben und Taschen verflochten, die Fasern der Nußhülle zu Schnüren und Tauen verarbeitet, die Nußschalen als Gefäße und das Holz des Stammes als Werkstoff. Bei der Sagopflanze gewinnt man das Mark aus dem Stamm (s. Teil II). Gepreßt und in Blätter, Rinde oder Tongefäße verpackt und aufbewahrt, bildet der Sago ein monatelang haltbares, hochwertiges Nahrungsmittel.

Neben dem Tabak ist Betel ein sehr beliebtes Genußmittel der Eingeborenen. Um die Nüsse der Arekapalme (Betelnußpalme) werden die saftigen Blätter des Betelpfeffers, die man vorher zur Abschwächung des scharfen Geschmacks mit gelöschtem Muschel- oder Korallenkalk bestrichen hat, gewickelt. Das Ganze wird dann gekaut und übt eine narkotisierende Wirkung aus.

Im Gegensatz zu Mikronesien und Polynesien kommt auf Neuguinea der Jagd eine gewisse Bedeutung bei. Allerdings fehlt es auch hier an jagdbarem Großwild, wenn man von den Beuteltieren und Wildschweinen absieht. Dafür bietet sich die Vogeljagd um so mehr an. Sie wird mit Speeren, Pfeil und Bogen, Netzen, Fallen, Schlingen und Leimruten betrieben, dient

aber in der Regel, soweit es sich nicht um große Vögel handelt, nur dem Erlangen der Federn, die man als Schmuck verwendet. Abgesehen von Hühnern und der Schweinezucht, die im zentralen Hochland von Neuguinea in großer Blüte steht, fehlt die Viehzucht. Fischfang betreiben die Einheimischen in den Küstengewässern und in den Flüssen für ihren eigenen Bedarf oder zum lokalen Tausch untereinander. Für den Export spielt nur die Muschelfischerei, vorwiegend Trochusmuscheln, eine gewisse Rolle.” (1. S. 318-319)

Als Tragetaschen dienen hier Netzaschen, Als Genußmittel ist der Tabak beliebt. Neben Sago und Kokosnuß bilden hier wie überall im Binnenland Knollenfrüchte, besonders Yam und Taro die Hauptnahrung. (2, S. 359)

Zur Sagogewinnung schreibt Gardi: “Die Kanaken brauchen für Sago das Wort „Sagsag”. Überall im Sumpf gedeihen Sagopalmen verschiedener Art, die dicke Stämme entwickeln. Die viele Meter langen Blätter sprießen vom Grund des Stammes aus, sie verflechten sich fast mit den Nachbarn, so nahe stehen die Bäume aneinander, und bestimmte Sorten tragen schreckliche, lange Dornen Deshalb ist ein Sagosumpf fast unpassierbar.

Die gefällten Palmen werden von den Blättern befreit, dann trennt der Mann, der nun mit seiner Frau und Familie Sago gewinnen will, die Rinde, die etwa zwei bis drei Zentimeter dick ist, auf, reißt sie los und drückt sie auf beiden Seiten flach zur Erde. Sie läßt sich vom Mark leicht trennen.

Mit sichern Schlägen eines Bambushammer hobelt und zerkleinert der Kanake nun das stärkehaltige Mark zu winzigen Splittern, die ganz an Sägemehl erinnern. Fährt man mit dem Kanu durch den Barad, so hört man schon aus der Ferne das Dröhnen der Hämmer. Hat der Mann den Stamm zerkleinert, so ist seine Arbeit getan, er legt sich schlafen oder geht nach Hause, und die Fortsetzung übernimmt seine Frau.

Sie wäscht nun dieses Sägemehl wie folgt: Zuerst schlägt sie in einer Reihe drei Stockpaare kreuzweise wie die Beine eines Sägebocks ein, aber so, daß die Kreuzungspunkte verschieden hoch sind, und legt darüber den trogförmigen unteren Teil des Stieles eines Palmwedels von etwa zwei Meter Länge. Auf den Stöcken liegt also nun mit einer bestimmten Neigung ein Kännel, dessen Ränder etwa vierzig Zentimeter weit auseinander stehen. Ferner hat sie ein großes Stück des faserigen Bastes mitgebracht, den man von den Kokospalmen losreißt. Sie kleidet damit die obere Hälfte ihres Troges aus, hebt ihn in der Mitte des Kännels hoch und klemmt ihn mit zwei gespaltenen, unterarmstarken Holzstücken an den Seitenwänden fest (bemerkenswert ist, daß diese großen Holzklammern früher stets und heutzutage noch da und dort sorgfältig bearbeitet sind und oben in einem schönen Kopf oder eine kleine Figur verwandelt wurden), so daß nun eine Zwischenwand entstanden ist. Dieser Bast wirkt als Filter.

Die Frau füllt nun die obere Hälfte des Troges mit zerkleinertem Sagomark und Wasser, das ihr stets zur Hand ist, denn ihre Anlage errichtet sie entweder am Fluß oder an einem kleinen Bach im Sumpf, und sie schöpft es mit einer halben Kokoschale, die an einer zwei Meter langen Stange befestigt ist, herauf.

So entsteht nun ein dünner Sägemehlbrei, den sie fleißig drückt und knetet. Dadurch löst sich die Stärke auf, wenn auch die Extraktion nicht sehr vollkommen ist und viel davon im Mark zurückbleibt.

Quer zu ihrer eben beschriebenen Einrichtung hat sie am unteren Ende entweder einen dem Kanu ähnlichen Trog aufgestellt oder große Blätter zu einer Wanne zusammengeheftet. Infolge des Knetens fließt nun durch den Palmbastfilter eine rosenrote- kakaofarbene Brühe den Kännel hinab in den Trog. Oft steht darüber ein zweites Filter und das trübe Wasser fließt noch durch einen mit Fasern gefüllten Korb.

Bald ist der Trog gefüllt, und das Wasser fließt über dessen Ränder; aber das schadet nichts, denn der Sago setzt sich sehr rasch auf dem Grund als heller Schlamm ab.

Um einen Sagostamm zu verarbeiten, hat eine Frau fast zwei Tage lang zu wässern und zu kneten, aber sie gewinnt dabei so viel Sago, daß damit eine fünfköpfige Familie etwa drei Wochen lang ernährt wird. Zum Schluß wird das Wasser entfernt und der wässerige Brei, der zurückbleibt, in Bastsäcke oder würfelförmige Behälter aus starken Blättern von etwa dreißig Zentimeter Seitenlänge geschüttet. Das Wasser tropft vollends ab, und der Sagobrei erstarrt bald zu einer festen, hellen Masse, etwa von der Konsistenz von hartem Pflanzenfett. Diese Sagoblöcke werden bald so hart, daß man nur noch mit Mühe den Finger hinein zudrücken vermag. Sie werden zerschnitten und in frische Blätter eingewickelt. Zu Hause wird der Sago je nach Bedarf noch einmal zerkleinert, geknetet und zu kleinfingerdicken Fladen gedrückt und gebacken, dann entweder mit gebackenen Bananen oder kleinen Fischen gefüllt und wie eine Omelette zusammengerollt.”(8, S. 95-97)

Zum Anbau des Yams schreibt er wie folgt: „Den Yams, der als männlich gilt, dürfen nur die Männer pflanzen. Nur die Männer bearbeiten mit ihren kurzstieligen Hacken den Boden, schütten ihn zu stuhlhohen Halbkugeln auf und versenken darin die Yamsknollen, die zu dieser Zeit bereits armlange Schößlinge besitzen. Sie verwenden dazu mehr als zwei Meter lange, verzierte Grabhölzer, die am oberen Ende nicht nur Ornamente, sondern auch menschliche Figuren als Schmuck tragen, auf deren Köpfen so wichtige Totemvögel, zum Beispiel der Nashornvogel oder ein Papagei, thronen. Bereits hier beginnt der Kult.

Früher durften die Frauen vom Augenblick an, wo der Yams gesetzt wurde, bis zur Zeit, wo die Ranken zu klettern begannen, die Gärten nicht betreten, um die Pflanzen durch ihre „Unreinheit“ nicht im Wachstum zu stören.

Der Yams ist eine unseren Stangenbohnen ähnliche Schlingpflanze, deren Knollen gegessen werden. Sie können dick und lang werden wie der Oberschenkel eines Mannes, in günstigen Fällen gar mächtiger als der menschliche Körper. Um den kletternden Ranken den notwendigen Halt zu geben, finden sich in den Gärten mancherlei Einrichtungen. Man steckt Bambusstangen in den Boden oder baut haushohe Gestelle aus dem gleichen Material. In verschiedenen Gegenden läßt man beim Roden einzelne Urwaldbäume stehen, schlägt ihnen die Äste weg, entfernt am Grunde des Stammes die Rinde, damit der Baum abstirbt, und spannt dann, als ob man ein riesiges Zelt bauen wollte, von verschiedenen Punkten eines Kreises aus Lianen oder Rotangseile bis auf die Höhe einer Telefonstange und bindet sie am Stamme fest, so daß nun von allen Seiten die Yamsranken daran emporwachsen. (8, S. 159-160)

Die Dörfer bestehen aus zwei bis drei Häusern, die hoch auf Bäumen errichtet sind, während sonst auf Neuguinea Baumhäuser selten sind und nur als Zuflucht dienen. Mit den meisten Gebieten Neuguineas und Melanesiens stimmt es überein, daß die Leute vom oberen Digul und Flyfluß Männern und Frauen verschiedene Wohnhäuser anweisen, so, daß die Männer einer Gruppe, auch die verheirateten, gemeinsam in einem Hause wohnen, während die Frauen und jüngeren Kinder familien- oder gruppenweise in anderen Häusern wohnen.

Die Toten werden hier nicht wie im Süden der Insel in der Erde bestattet, sondern auf Plattformen ausgesetzt. Ihre Geister spielen mit gefürchteten Waldgeistern zusammen die wichtigste Rolle in

der Religion. der Dämonenglaube des Südens fehlt hier und mit ihm der Totemismus, doch tritt schon bei den etwas weiter nördlich wohnenden Bewohnern des Dika-Panara-Gebietes an den Quellflüssen des Mamberano wieder ein ausgeprägter Totemismus in Verbindung mit der Verehrung der Totengeister auf. In dies Gebiet hinüber weist auch der Gebrauch von Kaurimuscheln als Wertmesser, der besonders beim Schweinekauf und bei der Zahlung des Brautgeldes hervortritt, und es ist ein Zeichen für die trotz der Höhe des Zentralgebirges und der Feindseligkeiten der Stämme doch vorhandenen Verbindungen der Stämme auf Neuguinea, daß gerade im eigentlichen Innern der Insel zwischen den Quellen des Digul, Fly, Sepik und Mamberamo Muscheln von der Küste anzutreffen sind, die von Dorf zu Dorf weitergegeben wurden und dabei ungeheuer im Werte gewannen.“ (2, S. 359-360)

2. Beschreibung des Objektsystems

Baumhäuser findet man in Neuguinea häufiger. Doch sind es meistens nur einzelne, die zu einem Dorf gehören, und dann nur als Zuflucht dienen. Man wohnt auf lebenden Bäumen. Die hier beschriebenen sind jedoch fester Wohnsitz für eine Familie oder Sippe und dienen gleichzeitig als Schutz. Konstruktion und Größe sind nicht einheitlich, wie wir weiter unten sehen werden. Jedoch kann man sagen, daß der Grundriß die Form eines Rechteckes hat. Die Längsseite ist etwa 8 - 10 m lang, die Schmalseite etwa 5-8 m. Die Höhe über Erdboden wechselt nach der Beschaffenheit des Geländes und kann nicht generell fixiert werden. Höhen von ca. 22 Metern sind keine Seltenheit (s. Abb. 1). „Das Innere des Hauses entbehrt jeder Bequemlichkeit. Es sind so viele Feuerstätten vorhanden, als Familien darin wohnen, und zwar der Regel nach in den Ecken.“ (9, S. 47).



Abb. 3: Blick in das Innere eines Baumhauses (diese Abb. wurde 2003 hinzugefügt)

Bernatzik schreibt über diese Häuser: „Jedes Haus stellt eine Festung dar, das mit den Waffen der Steinzeit nicht einzunehmen ist.“ (2, S. 365)

„Sie werden zum Schutz gegen feindliche Übergriffe errichtet und dienen besonders nachts als Zufluchtsort. Man ist dort oben reichlich mit Steinen, Speeren usw. versehen, und der Angreifer hütet sich, der gebrechlichen Lianenleiter zu nahe zu kommen. (9, S. 47)

Völckers meint: „Der Pfahlbau ist die Bauweise der Sümpfe, der See- und Flußufer und der feuchtheißen Waldgebiete. Dieser gibt Schutz gegen allerlei großes und kleines Getier und eine wirksame Umspülung des ganzen Hauses mit frischer Luft. Daneben bestehen auch tiefgreifende Unterschiede zwischen dem Bedürfnis, sich in die Erde hineinzuwühlen und dem Bestreben, sich frei über ihre Oberfläche zu erheben.“ Er fährt fort: „In den Bergwäldern Neuguineas stehen die Häuser der Eingeborenen in schwindelnder Höhe auf Pfählen, wobei meist ein besonders starker Baumstamm, in geeigneter Höhe gekappt, als Hauptstütze für die eigentliche Wohnplattform dient; weiter unten sind Rundholzböden für Vorräte u. ä. eingelegt.“ Weiter schreibt er: „Pfahlbauten haben, entsprechend der als Grundlage dienenden und aus nebeneinander gelegten Rundhölzern gebildeten Hausplattform. ... Den Zugang bildet natürlich meistens eine Leiter; die Baumhäuser haben Rampen und außerdem Klettertaue aus gedrehten Lianenschnüren sowie Gleitstangen wie bei uns die Feuerwachen. (6, S. 30 u. 34)

Zur Konstruktion und Bauweise des Hauses gibt Neuhaus eine detaillierte Beschreibung: „Betrachten wir nunmehr die einzelnen Teile des Hauses etwas genauer. Zu den stützenden Pfeilern werden in der Regel kräftige Baumstämme genommen. Am widerstandsfähigsten ist Afzelia-Holz, welches in der Erde nicht verfault. Das Zurechthauen dieser Pfähle bietet jetzt, wo die Eingeborenen reichlich europäisches Eisengerät besitzen, keine nennenswerten Schwierigkeiten, während früher, wo man auf Steinkeile angewiesen war, jeder einzelne Pfahl tagelange Arbeit erforderte. Gleichwohl bleibt auch jetzt noch der Hausbau für den einzelnen eine zu schwierige Arbeit, denn die schweren Stämme müssen aus dem Walde herbeigeschafft worden. Aus diesem Grunde beteiligt sich immer die ganze Sippe oder die ganze männliche Dorfschaft an dem Hausbau. Natürlich müssen die Hilfskräfte durch eine Schmauserei entschädigt werden. Ein halbwegs gut gebautes Haus ist daher für den Papua ein großes Wertobjekt.

An dem Haus wird täglich von mehreren Leuten gearbeitet und doch rückt das Ganze nur langsam vorwärts. Da müssen zuerst die siebzig bis achtzig dicken, langen Stangen der Wände im Walde geschlagen und herbeigeschleppt werden. Auch die Konstruktion des Fußbodens benötigt kräftige Rundhölzer. Und nun die zahllosen, sorgfältig ausgeführten Bindungen!

Bei der in Kaiser-Wilhelmsland sehr verbreiteten Hauskonstruktion ruht das Dach auf vier (oder mehr) Eckpfählen, während der Fußboden des Wohnraumes von besonderen, kräftigen Stützen getragen wird, die man oben gabelförmig ausgekerbt, damit die horizontalen Balken sicher auf ihnen ruhen.

Auf die horizontalen Querbalken werden Längsbalken gelegt und auf diese Rindenstücke der Ackpalme, auf denen man den eigentlichen Fußbodenbelag, breitgeschlagenes Bambusrohr oder schmale Rindenstücke einer Palme aufbindet.

Daß man für das Dach besondere Stützen nimmt, hat seinen praktischen Grund in folgendem: das Dach ist leicht und erfordert nur dünne Hölzer, der Fußboden hat dagegen oft zwanzig Leute und mehr zu tragen; die Querbalken desselben müssen also oben auf kräftigen Stützen fest aufliegen; wären sie seitlich an den langen Dachstützen angeknüpft, würden sich die Bindungen bald lockern. Außerdem müßte man diese langen Stützen viel kräftiger wählen. Wo zahlreiche, das Dach bildende Rundhölzer vorhanden sind, welche auch für den Fußboden der Hütte genügende Tragfähigkeit besitzen, spart man sich die besonderen Träger für letztere, Der Papua ist ein praktischer Mann, der sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen versteht und immer mit dem geringsten Aufwand von Mühe zum Ziele zu kommen sucht. Das Vorhandensein oder nicht Vorhandensein irgend eines Holzes, einer Rindenart oder für die Bindung notwendigen Liane bedingt Abweichungen in der Bauart der Hütte. Es ist daher sinnlos, aus solchen Abweichungen wesentliche Unterschiede heraus konstruieren zu wollen.

Sehr verbreitet ist die Verwendung großer Rindenstücke für die Hauswände. Bei den Geisterhäusern werden die Rindenstücke der Niponpalme bunt bemalt.

Dann sind die aus waagrecht übereinander geschichteten oder senkrecht nebeneinander gestellten Rundhölzern gefertigten Wände zu erwähnen.

Alle diese Verschiedenheiten bleiben aber nicht an bestimmte Gegenden gebunden, und wir sehen z.B. in Ramo ein Haus mit Wänden aus Rundhölzern neben einem solchen mit Rindenwand. Schließlich finden wir Wände aus sorgfältig genähtem Sagolaub, wobei man die länglichen Stücke senkrecht nebeneinander anbringt.

Außer diesen gut gearbeiteten Wänden, die gegen die Unbill der Witterung ausreichend Schutz gewähren und die besondere dort, wo man doppelte Bekleidung anbringt gegen Sturm und Regen trefflich schützen, findet man allerwärts höchst mangelhafte Wände aus einem Stück Matte und einigen Palmwedeln, oder es fehlt überhaupt jegliche Wand.

Recht häufig ist eine besondere Wand deshalb nicht vorhanden, weil das Dach bis zum Fußboden des Wohnraumes reicht. Wo man Sagolaub zur Verfügung hat, wird dasselbe für die Dachbekleidung mit Vorliebe benutzt, da es dem Wetter für mehrere Jahre trotzt; doch werden hierfür nur die stachellosen Sorten verwendet, da die mit Stacheln besetzten für die Bearbeitung zu große Schwierigkeiten machen. Die Fiederung der Blätter werden nach einer Seite geschlagen und, damit sie in dieser Lage verharren, mit Lianen unter Zuhilfenahme von 20 bis 30 cm langen Holznadeln vernäht. Das Vernähen wird vorgenommen, wenn die Blätter noch grün sind; dann stapelt man sie übereinander auf bis sie vollkommen getrocknet und braun geworden sind. Ein solcher Stapel ähnelt einem Bretterstapel. Erst nach gänzlichen Austrocknen werden die Blattrippen auf den Dachsparren festgebunden. Die Lae-Womba legen die Blattrippen so nahe nebeneinander, daß das Dach von innen den Eindruck macht, als bestehe es nur aus Stäben. Es kommen auch, besonders bei schnell errichteten Hütten und Schutzdächern, Deckungen mit den Blättern der Kokospalme vor, doch sind dieselben undicht und wenig widerstandsfähig.

Wo Sagopalmen nicht vorhanden sind und man, wie am Kai-Inlande westlich vom Sattelgebirge, die Verwendung dieser Blätter nicht kennt, benutzt man als Dachmaterial Gras. Während außer am Augastafluß in Dach und Wänden fensterartige Öffnungen unbekannt sind, sieht man bei den Hupe wiederholt im Dach kleine aufklappbare Luken, die aber nur als Ausguck und bei Überfällen als Schießscharten für Pfeil und Bogen dienen.

Die Türöffnung wird nachts und in Abwesenheit der Bewohner stets verschlossen gehalten. Die Tür besteht aus einer geflochtenen Matte, aus einem Geflecht von spanischem Rohr oder aus Rindenstücken. Am Augustafluß kommen sorgfältig gearbeitete, hochklappbare Türen vor. Um zu den hochgelegenen Türen zu gelangen, dienen Laufbalken oder Leitern. In der Regel bringt man Einkerbungen an, um ein Abgleiten des Fußes von dem bei Regen schlüpfrigen Balken zu verhüten. Das andere Ende des Balkens bildet nicht selten eine roh geschnittene nackte Figur, die auch bunt bemalt wird. Auch umgekehrte alte Bootströge werden als Laufbalken verwendet. Einen bequemen Aufstieg zur Tür gewähren Leitern. Es finden sich solche, deren Sprossen an den Seitenstangen aufgebunden werden, während man bei den sichtbaren Leitern die Sprossen durch Löcher hindurch steckt. Um zu den Baumhäusern hinauf zu gelangen, benutzt man Strickleitern aus Lianen oder aus sehr langen Bambusstangen hergestellte feste Leitern.

Der ungeteilte Innenraum enthält so viele Feuerstellen, als Familien in der Hütte wohnen, und zwar der Regel nach in den Ecken, wo, wie bei den Hupe, sehr viele Männer oder Weiber in derselben Hütte hausen, begnügt man sich mit einer mehrere Meter langen Feuerstelle in der Mitte. Damit das Feuer den Fußboden nicht durchbrennt, wird auf dem Bodenbelag eine mehrere Zentimeter starke Lehmschicht aufgeschüttet. Die Feuerstellen sind stets mit einem Ring aus einer besonders starken Liane eingefast. Über derselben wird unter dem Dach ein Geflecht befestigt, auf dem man alle Gegenstände verwahrt werden, welche stark austrocknen sollen, vor allem das Feuerholz. Der Rauch sucht sich seinen Ausweg durch die Tür oder die fast stets schadhafte Seitenwände; er hat wenigstens das Gute, daß man nachts in der Hütte von Moskitos verschont bleibt.

Ferner ist das Dach ein Versteck für Gegenstände, welche unbefugten Augen nicht sichtbar sein sollen, z.B. für die bei Beschneidungsfesten verwendeten Balumhölzer.

Der Regel nach schläft der Papua auf dem Fußboden der Hütte, unter Zuhilfenahme einer kleinen hölzernen Nackenstütze, ohne irgendwie für weiche Unterlage oder Schutz gegen Zugluft zu sorgen. Höchstens breitet man eine aus Pandanus gefertigte Matte auf dem Boden aus. In vereinzelt Gebieten, wie am Waria, bei den Jabim und Lae-Womba, benutzt man Schlafpritschen, die aber weiter nichts sind als ein wenig erhöhtes, auf dem Fußboden ruhendes Gestell und höchstens dadurch einige Bequemlichkeit bietet, daß der Körper in etwas geneigter Lage ruht. Doch sind keineswegs alle Schlafpritschen abgeschragt.

Nachts geht es im Hause ziemlich unruhig zu, wegen der erheblichen Abkühlung muß dauernd Feuer unterhalten werden (7, S. 237-241). Niemals lässt man die Glut ausgehen.

3. Der Untergang der alten Kulturen

„Vor der Ankunft der Weißen lebten die Kanaken am Sepik gut und zufrieden. Sie verstanden es - und verstehen es auch heute noch -, in der Trockenzeit am Flußufer schöne, reiche Gärten anzulegen. Ihre spärliche Kleidung verfertigten sie aus Rindenstoffen und Bast. Die überaus stattlichen Häuser bauten sie in Gemeinschaftsarbeit aus Material, das ihnen überall zur Verfügung stand, und ihr Leben war reich durch allerlei gesellige und kultische Feste, durch das ‚Klubhaus‘ der Männer, durch das Bedürfnis, nicht nur die Gegenstände des Kultes, sondern auch die profansten Alltagsdinge zu schmücken. Man fragt sich ergriffen, welche Kräfte diese Naturmenschen zwangen, zu schnitzen und zu malen, und man staunt immer wieder neu, in welcher Vollkommenheit sie es taten.“

Einzigste Gefahr war die barbarische Sitte der Kopffjägerei, denn es waren wohl manchmal wüste Kerle, die aus nichtigen Gründen, wegen einer Beleidigung, wegen Übertretung der Jagdgründe oder einfach aus Lust in einen erbarmungslosen Krieg zogen. Man mußte Köpfe besitzen, sie waren der Stolz des Clans; die Zahl der erbeuteten Köpfe, die im Geisterhaus reihenweise aufgestellt wurden, zeigte die Stärke der Sippe und bedeutete Kraft und Sieg.

Die alten Kulturen der Südsee liegen gegenwärtig im Sterben. In einigen Gebieten wehren sich starke Völker noch dagegen, in anderen liegen sie bereits in der Agonie. Nicht daß die Bevölkerung zahlenmäßig am Aussterben wäre! Mir sind die vielen munteren Kinder stets aufgefallen, die die Dörfer mit ihrem Leben erfüllen. Aber die früheren Lebensgewohnheiten, die alte Kultur und die Fertigkeiten, die damit zusammenhängen, verschwinden nun überaus rasch. Ich kann nur berichten, was ich im Nordosten Neuguineas beobachtete! Es ist bitter genug!

Die großartige Kultur der Sepikleute wird bald dahin sein. Eigentlich ist sie schon jetzt tot, denn neue Schnitzarbeiten darf man kaum neben alte stellen. Alfred Bühler glaubt, daß der Stilniedergang bereits mit dem Eindringen des Eisens begann. Legt man ein altes Stück neben ein neues, das in den letzten Jahren entstand, so ist man entsetzt über den Unterschied. Natürlich sind die äußeren Einflüsse schuld, der Kontakt mit dem weißen Mann, der nicht aufzuhalten ist, die Begegnung mit unserer Zivilisation. Das Volk am Sepik ist zu klein und zu schwach, um Widerstand zu leisten, zu hilflos, um etwas Neues, Starkes hervorzubringen. Die einen werden bekehrt, die anderen nicht, die älteren bebauen weiter redlich ihre Gärten, die jüngeren lassen sich als Minenarbeiter dinge, und das erste Resultat ist Zwiespalt, oft auch Zwietracht, und das zweite eine grenzenlose Hilflosigkeit dem Neuen gegenüber.

Die Leute werden unsicher, faul, wirken verschlafen und ohne Unternehmungslust. In einem kleinen Sepikdorf namens Malu haben wir uns geärgert, weil dort die Leute, als sie eines Tages „dem Neuen aufgeschlossen waren“ ihre Tambaranhäuser kurzerhand zerstörten und die allerschönsten und herrlichen Trommeln und Rindenmalereien im Regen stehen ließen, Die herrlichen Trommeln waren bereits so morsch und mürbe, verwittert und von den Termiten zerfressen, daß man sie kaum mehr hätte transportieren können, und die schönsten Rindenmalereien lagen auf großen Haufen und verfaulten. Vielerorts, auf freiem Felde, fanden wir noch die Pfosten alter Geisterhäuser mit wunderbar schwungvoll eingeschnitzten Gesichtern und Ornamenten; verwitterte Ahnenfiguren, deren Beine bis zu den Knien hinauf bereits verfault waren, lehnten lieblos irgendwo hingestellt an liederlich gebauten neuen Häusern. Früher setzten die Männer ihren Stolz und ihre Kraft daran, ein starkes, mächtiges und schön geschmücktes Tambaranhaus zu besitzen, jetzt hocken sie untätig unter einem kärglichen Schattendach und sind faul geworden. Was neu ist, ist langweilig, schlecht und unsorgfältig gebaut. Wir haben am Sepik und am Chambrisee ein paar Beispiele erlebt, wie himmeltraurig weit die Menschen in wenigen Jahren heruntergekommen sind.

Noch haben wir auf dem Sepik einige große Kanus gesehen, die fast zwei Tonnen zu tragen vermochten und von mindestens zwanzig singenden und lachenden Ruderern bewegt wurden, jetzt aber werden ausschließlich noch kurze, kleine Kanus gebaut, ein Beweis dafür, wie egoistischer Individualismus zunimmt und das starke, bindende Gemeinschaftsgefühl allmählich verschwindet. Es zeigt sich auch darin, daß die Männer nicht mehr die Kraft aufbringen, ihre verfallenen alten Gemeinschaftshäuser zu retten oder neu aufzubauen.” (3)

4. Modellaufnahme



Abb. 4

5. Literaturnachweis

1. Harms:

Handbuch der Erdkunde

Band VII, Australien

bearbeit. von Prof. Dr. C. Frenzel, Prof. Dr. J. Schmithüsen, Prof. Dr. A. Kühn, Oberstudienrat E. Schmitt.

Paul List Verlag KG,

München, Frankfurt, Berlin, Essen 1968

6. Auflage

2. Bernatzik, Hugo, A.:

Die neue große Völkerkunde

Band II Asien, Australien

Herkul GmbH, Verlagsanstalt

Frankfurt / Main 1954

3. Oosterwal, Gottfried:

Die Papua

Aus dem Holländischen von Lore Grages, deutsche Erstausgabe 1963

Erschienen in der Reihe der Urban-Bücher

Verlag W. Kohlhammer
Stuttgart 1963

4. Australien
Herausgegeben vom Australien News and Information Bureau
1967

5. Kampen, Anthony van:
Adat
Aus dem Holländischen von Heinz P. Kövari
Amandus Verlag
Wien 1951

6. Völkers, Otto:
So wohnen die Völker der Erde
Verlag Cassianeum
Donauwörth 1949

7. Neuhaus, R.:
Deutsch-Neu-Guinea
Band I
Herausgegeben mit Unterstützung der Rudolf Virschow-Stiftung Berlin
Verlag Dietrich Reimer
Berlin 1911

8. Gardi, Renè:
Tambaran
Orell Füssli Verlag
Zürich 1956

9. Duden-Lexikon
In drei Bänden
Band II
Dudenverlag des bibliographischen Instituts, Mannheim
Sonderanfertigung für den Wilhelm Bungert Verlag
Essen 1962

Danksagungen:

Zu weiterem Dank bin ich der Australischen Botschaft in Bad Godesberg verpflichtet, die mir ausführliches statistisches Material zur Verfügung stellte.

Ebenso danke ich dem Ruhrland- und Heimatmuseum in Essen, wo ich Einblick in die Bibliothek nehmen konnte.

Aus Zeitmangel war es mir nicht möglich, das Baseler Völkerkundemuseum und das Archiv Bernatzik in Wien, um Material zu bitten.

Ergänzende Literatur

Schmid, Robert C.:

Die letzten Waldmenschen - Die Baumhausbewohner Neuguineas

Akademische Druck- u. Verlagsgesellschaft

Graz 2000

6. Abbildungsnachweis

Abb. 1: Kampen, Anthony van:

Adat

Aus dem Holländischen von Heinz P. Kövari

Amandus Verlag

Wien 1951

Abb. 2: Schmid, Robert C.:

Die letzten Waldmenschen - Die Baumhausbewohner Neuguineas

Akademische Druck- u. Verlagsgesellschaft

Graz 2000